

STEFFEN MENSCHING

## DAS WORT

Eine Umkreisung in vier Runden

1

Im Archiv der Berliner Akademie der Künste liegt eine achtzig Seiten starke Broschüre, die 1932 im Verlag Ida Graetz in Berlin-Charlottenburg erschien. Der Titel lautet wenig spektakulär: »Das Wort«. Später ergänzte der Autor Rudolf Leonhard die Publikation um die Unterzeile »Versuch eines sinnlichen Wörterbuchs der deutschen Sprache« und behauptete, damit die »zärtlichste und lauteste Liebeserklärung, die je der deutschen Sprache gemacht worden ist«, verfaßt zu haben. Als er 1950 aus dem Exil zurückkehrte, steckte in seinem Gepäck ein Exemplar der Studie, die er in den Jahren der Emigration handschriftlich bearbeitet hatte. Die Neuausgabe war eine der Illusionen, die er sich machte, als er in der jungen DDR, dem demokratischen Deutschland, wie der Dichter gesagt hätte, seinen Wohnsitz wählte. Er sollte keine Wiederauflage seiner Texte aus der Zwischenkriegszeit erleben.

Vermutlich erfuhr er auch nie, daß ihm und seiner Untersuchung von einem Kollegen Beachtung geschenkt wurde, der wie er durch Emigration und Vertreibung an Popularität verloren hatte, dem aber – im Gegensatz zu ihm – eine Renaissance und ungeahnter Nachruhm bevorstand. Der Philosoph Walter Benjamin hatte seinem Freund Gershom Scholem in Jerusalem am 25. Oktober 1932 in einem Brief aus Italien »Das Wort« als lesenswert empfohlen, nicht ohne spitzzünftig anzumerken, diese Leistung sei um so erstaunlicher, als es sich bei Leonhard um einen »bis dato recht unbeträchtlichen Literaten« handele. »So bedenklich ihr völliger Mangel an theoretischer Fundierung« sei, gebe die »kleine sprachphilosophische Studie« doch ungewöhnlich viel Stoff zum Nachdenken.

Der Kulturkritiker war nicht der einzige bedeutende Kopf, dem die Publikation auffiel. Lobende Rezensionen verfaßten Joseph Roth, Hermann Hesse, Marcel Brion und Hans-Adalbert von Maltzahn. Im Literaturblatt der »Frankfurter Zeitung« vom 14. August 1932 beschrieb Roth die Schrift als »merkwürdigen Versuch«, keineswegs eine im althergebrachten Sinne philologische Arbeit, eher eine aphilologische oder antiphilologische. »Leonhard möchte nachweisen, daß die Wörter – in seinem Sinne sagt man vielleicht besser: die Worte – ein klangliches und optisches, gewissermaßen sogar bewußt klangliches (und optisches)

Leben führen – unabhängig von ihrer philologischen Bedeutung, ihrer Herkunft und (um einen modernen Ausdruck rascherer Verständlichkeit halber zu gebrauchen): ihrer ›Rasse‹.«

Die Formulierung Roths irritiert den heutigen Leser. Es ist anzunehmen, daß der Romancier den Begriff Rasse sechs Monate später nicht mehr benutzt hätte. Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, dem Reichstagsbrand, dem Wahlsieg der NSDAP am 5. März 1933 kam es in Deutschland am 1. April 1933 zum ersten Judenboykott, der deutlich machte, daß die antisemitischen Parolen der Nazipartei keine leeren Phrasen waren, sondern Handlungsanleitungen für Brandschatzung, Raub und Mord. Zwei Jahre später wurde die nationalsozialistische Rassenlehre mit den Nürnberger Gesetzen zur juristischen Legitimation für die Vernichtung der Juden in Europa. Leonhards Studie über die Mysterien der Sprache erschien zur Unzeit. Durch deutsche Straßen hallte das Gebrüll ›Deutschland erwache!‹

Roth ahnte, worum es Leonhard ging: »Wie die Kunder der ›Physiognomik‹ einst das ›Wesen‹ des Physiognomieträgers aus dessen Gesichtsbildung zu lesen befiessen waren, so bemüht sich Leonhard, den ›Sinn‹ des Wortes aus dessen ›Klangbild‹ zu erklären.« Allerdings äußerte er auch Zweifel an dieser Methode. Die Interpretationen, die Leonhard anstellte, seien zu stark von den Empfindungen der jeweiligen Betrachter abhängig, ein Pfälzer hätte beispielsweise eine andere Beziehung zum Wort »Pfüte« als ein Hanseat, und ihm, Roth, sei die Fügung »um die Ecke rennen« durchaus geläufig, während Leonhard überzeugt sei, es müsse »um die Ecke laufen« heißen. Seine Rezension schloß Roth allerdings versöhnlich, man müsse Leonhard dankbar sein für seine Kühnheit: »Er ist ein Dichter, den wir schätzen. Wenn er seine ›Werkstatt‹ öffnet, ist es uns ein Vergnügen.«

In der literarischen Beilage der »Neuen Zürcher Zeitung« würdigte Hermann Hesse »Das Wort« als »Vorstoß in eine zukünftige Art von Philologie«, Leonhard nehme die Sprache »rein als Ausdruck, nicht als Mittel der Mitteilung«, und belausche »im nuancenreichen Spiel der Vokale und Konsonanten, in geduldiger eindringlicher Behorchung, den Geist der Sprachschöpfung«. Ein Kritiker der »Prager Presse« schrieb: »In wörterbuchartiger Anordnung und verdichteter Diktion wird eine Anzahl von Wortbildungen geboten, deren Methodik und Technik eine von allem Historismus abgelöste, in ihrem Radikalismus neue Art der Sprachbetrachtung konstituiert. Diese Betrachtungsart ist die charakterologische (...).« Und die »Neue Badische Zeitung« aus Karlsruhe stellte fest, die Studie wirke »wie eine Offenbarung«: »Nichts in der Sprache ist Zufall (...). Es gibt keine klangliche Identität der Nomina und der Res. Daher gibt es auch keine ›Synonyma‹. Immer gibt es mindestens eine Nüance, die sie voneinander

unterscheidet (...).« Es sei verblüffend, zu welchen Ergebnissen Leonhard komme: »Wie er ein Wort aus sich heraus erklärt. Wie er in die Bedeutung eines Wortes eindringt. Es sind keine philologischen, es sind tief philosophische Erkenntnisse.«

Diese Einschätzung traf den Kern der Untersuchung. Aber ähnelten sich die philosophischen Intentionen Benjamins und Leonhards? Letzterer behauptete, die Abfassung seiner Schrift habe »etwa fünfzehn Jahre – natürlich nicht ununterbrochener – Arbeit erfordert«. Wenn er sich in der Zwischenzeit anderen Stoffen widmete, sei das damit verbundene Problem »eigentlich niemals dem Bewußtsein des Verfassers« entrückt. Tatsächlich gibt es im Werk des Expressionisten frühe Verweise auf das Thema. Seine 1919 bei Rowohlt erschienene Aphorismensammlung (die keine klassischen Aphorismen enthielt) umkreist die Fragestellung. Nach einer im O-Mensch-Pathos gehaltenen Einleitung (»Hört denn! Und wenn nur Steine hören. Wir wollen schreien, daß Steine und sogar Menschen hören.«) folgt eine Passage, die Benjamin hätte aufhorchen lassen: »Denn das Wort ist nicht Mittel der Mitteilung, sondern des Ausdrucks, ist Ausdruck selbst.«

In seinem Aufsatz »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen« gelangte der Philosoph zu einer ähnlichen Einschätzung, der Text wurde Ende 1916 verfaßt: »Das heißt: die deutsche Sprache z. B. ist keineswegs der Ausdruck für alles, was wir durch sie – vermeintlich – ausdrücken können, sondern sie ist der unmittelbare Ausdruck dessen, was sich in ihr mitteilt.« Fünfzehn Jahre später – Benjamin lebte auf Ibiza und steckte in einer tiefen Depression – nahm er die sprachkritischen Betrachtungen wieder auf. Daß sich Leonhard und Benjamin inmitten einer gesellschaftlichen Krise auf ein Gebiet wagten, das zeitlos und weltabgewandt anmutet, erscheint als seltsamer Zufall. Deutet der Ausflug in die Sprachwissenschaft auf Weltflucht? Maximilian Scheer, ein enger Freund Leonhards in den Jahren des französischen Exils, bezeichnete »Das Wort« in einer Skizze über den Autor abschätzig als »zeitabgewandtes Werk«.

Benjamin wurde zum Klassiker der Moderne, Leonhard blieb eine Randfigur der Literatur des 20. Jahrhunderts, ein zweitrangiger Autor mit kommunistischem Stigma. Über die Beziehung der ungleichen Gleichen ist wenig bekannt. Benjamin erwähnte den Namen des Kollegen nur im Brief an Scholem und im Aufsatz »Lehre vom Ähnlichen«, der erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Ob Leonhard in seinen unveröffentlichten Briefen oder Tagebüchern auf Benjamin zu sprechen kam, ist ungewiß, in den Traum-Protokollen von 1940 bis 1944 taucht der Name nicht auf, allerdings findet man in Leonhards Adreßbuch (das ebenfalls im Archiv der Akademie der Künste einzusehen ist und sich wie ein Who's Who des Exils liest) mehrere Anschriften des Emigranten Benjamin;

das Hotel Floridor im 14. Arrondissement, Place Denfert-Rochereau, die Villa Robert-Lindet im 15. Arrondissement oder ein Zimmer in der Rue Dombasle Nummer 10, wo zeitweise auch Otto Katz (alias André Simone) und Hans Sahl wohnten.

Trotzdem dürften sie sich begegnet sein, beide gehörten eine Zeitlang zur freideutschen Jugendbewegung. In einem Fernsehinterview erwähnte Gershom Scholem 1973, daß Benjamin mit einem Wortführer dieser Bewegung, Kurt Hiller, in eher distanzierendem Verhältnis stand. Leonhard hingegen war mit Hiller bis Anfang der dreißiger Jahre befreundet, die bereits erwähnten, bei Rowohlt erschienenen Aphorismen »Alles und Nichts« sind ihm gewidmet. In der von Hiller 1923 herausgegebenen Publikation »Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist« stehen Texte von Leonhard und Benjamin hintereinander. Auch in dem von Ignaz Jeżower 1928 zusammengestellten »Buch der Träume« folgen auf Leonhards Notate die des drei Jahre jüngeren Benjamin. Man kann davon ausgehen, daß sie die Texte des anderen gelesen haben. Auch hatten sie gemeinsame Bekannte in Berlin, Paris oder Nizza, etwa Lion Feuchtwanger, Wieland Herzfelde und Maria Osten, und werden sich bei Zusammenkünften des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller im Exil, den Leonhard ab 1933 leitete, über den Weg gelaufen sein.

Die französische Sprache war beiden vertraut, Leonhard folgte bereits 1927 seinem Freund Walter Hasenclever nach Paris, lebte dort in dessen Wohnung, später, nach der Heirat mit einer Französin, Yvette Prost, zog er nach Hyères an die Côte d'Azur. Benjamin floh Mitte März 1933 aus Deutschland und lebte vorwiegend in Frankreich. Beide standen links. Während sich Benjamin theoretisch der Idee des Sozialismus näherte, war Leonhard Aktivist, ohne Parteimitglied zu werden, und scheute sich nicht, auch propagandistisch aufzutreten. Er stellte seine literarische Arbeit in den Dienst der Sache, als Pazifist und Sozialist – eine freiwillige Unterwerfung, die für Benjamin nicht in Frage kam. Die agitatorischen Tendenzen in Leonhards Werk dürften ihn wenig überzeugt haben, auch ist anzuzweifeln, daß er die esoterischen, ja dandyhaften Seiten des Lyrikers zur Kenntnis nahm. Benjamin interessierte sich für den Rausch, seine Haschisch-Experimente verweisen auf die dunkle Sehnsucht des sonst Struktur und Regelwerk achtenden Theoretikers; Leonhard, der in seinen lyrischen Texten zum freien Vers und einem Parlando-Ton neigte, lebte sein Bedürfnis nach Rausch aus. Sexualität und Libido spielten in seinem Leben eine mindestens so wichtige Rolle wie der politische Kampf. Leonhard war praktizierender Hedonist, etwas, das Benjamin gelegentlich auch gern gewesen wäre.

## 2

Geht man im Internet auf die Suche nach dem Titel »Das Wort«, stößt man zuerst auf eine Literaturzeitschrift gleichen Namens, die ab Juli 1936 in Moskau erschien und ein prominentes Redaktionskollegium aufwies: Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Willi Bredel. In den knapp vier Jahren ihres Bestehens avancierte die Zeitschrift zum wichtigsten (und auflagenstärksten) Organ der deutschen Exilliteratur, die Mehrheit der aus Nazideutschland geflohenen Autoren hinterließ Spuren im Programm: Alfred Döblin, Anna Seghers, Oskar Maria Graf, Arthur Koestler, Kurt Kersten, Heinrich, Thomas und Klaus Mann. Auch Leonhard veröffentlichte Gedichte, Erzählungen und Essays. Benjamins Name taucht im Register nur ein einziges Mal auf, im Novemberheft 1936 veröffentlichte er seinen Pariser Brief »André Gide und sein neuer Gegner«. Der Essay »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« fand aufgrund seines Umfangs keine Berücksichtigung. Als ihn Bredel im September 1936 um biblio-biographische Angaben bat, kam er der Aufforderung nicht nach, er legte Wert darauf, seine Pseudonyme zu schützen.

Wer erfand den Namen für den in Moskau gedruckten (und vorwiegend in Westeuropa vertriebenen) Almanach? Daß es den gleichen Titel wie Leonhards Sprachstudie trug, könnte Zufall sein, allerdings war Leonhard zu intensiv in die Debatten der Exil-Autoren eingebunden, um an der Namensfindung nicht beteiligt gewesen zu sein. Man wird die Entscheidung über den Titel nicht dem Redaktionskollegium überlassen haben, stand das Projekt doch für ein politisches Ziel, fungierte als künstlerischer Vorreiter und Begleiter der Volksfrontkampagne. Die Redakteure waren linke Sympathisanten, aber nur einer, Willi Bredel, war Mitglied der KPD. Wollte man die Einbindung bürgerlicher Schriftsteller in die Volksfront erreichen, durften Redaktion, Programm und Titel nicht mit revolutionärer Rhetorik abschrecken. Ein sachlicher, eher auf Ästhetik als auf Politik verweisender Name wie »Das Wort« kam da gerade recht. Der nicht in den Parteilisten eingetragene Genosse Leonhard dürfte nicht auf sein Urheberrecht gepocht haben, seine Sprachstudie war zu eigenwillig, als daß er um Verwechslung fürchten mußte.

Auch neunzig Jahre nach ihrer Entstehung überrascht die Studie, die allerdings eher eine Materialsammlung als ein Aufsatz ist, den Leser. Das Vorwort umfaßt ganze acht Seiten und versucht gar nicht erst – wie Benjamin richtig bemerkte –, mit einer Theorie aufzuwarten. Der Verfasser konzentrierte seine Untersuchung auf Fallbeispiele, einzelne Worte, deren Beschreibung deutlich machen soll, daß »eine Lautfolge einer bestimmten Vorstellung und mit dieser einer bestimmten Realität zugeordnet ist, daß diese Lautfolge diese Vorstellung der zwingenden

Kraft der höheren Realität erzeugt«. Da auch diese Erklärung noch keinen klaren Eindruck vom Zweck der Untersuchung gibt, wendet man sich besser einzelnen Begriffen aus Leonhards Wörterbuch zu. Er beginnt mit »Abergläubisch«, dann folgen »Äffen«, »Angst«, »anschießen«, »antipathisch«, »Apotheker«, am Schluß stehen »Wollust«, »Würfel«, »wurmstichig«, »zielen« und »zweideutig«. Insgesamt versammelte der Autor hundert deutsche und dreizehn französische Worte, Nomen stehen neben Adjektiven und Verben, auch Fremdworte kommen in Betracht: »Chauffeur«, »diskret« oder »raffiniert«. Bei seiner Suche nach der Charakterisierung der jeweiligen Fallbeispiele bedient sich Leonhard eines Stils, den er bereits in seinen Traumaufzeichnungen verwendete, indem er sich dem jeweiligen Ausdruck mit umkreisenden, oftmals adjektivgestützten Beschreibungen näherte.

Zwei Talente halfen dem Autor bei seinen frappierenden Urteilen: seine hohe Musikalität und Stilsicherheit sowie sein psychologisches Einfühlungsvermögen. Man könnte sagen, daß Leonhard eine Physiognomik der Worte entwickelte. Oft erwähnt er, wie sich Mund und Lippen beim Aussprechen bestimmter Worte oder Silben formen. So entdeckt er im Wort »geistreich« eine Rückbeziehung, die, »infolge der Gleichheit der Diphthonge, zur Spiegelung wird, zur Selbstbe Spiegelung«, er horcht dem Wort nicht nur hinterher, sondern sieht es vor sich: »das Wort lächelt, grinst sogar, und hat entblöbte Zähne, zwei Zahnreihen«. Man kann sich den Autor vor einem Spiegel vorstellen, in den er die Worte, die er untersucht, hineinspricht. Das Beispiel »geistreich« zeigt die Präzision seiner Beobachtung: »In der Aussprache gehört das St zur zweiten Silbe, deshalb eben hat das Wort keine Lücke, deshalb hat es aber auch den Anklang an ›streichen‹ – ein bei scharfem genauen Ansatz sehr flüchtiges, windhaftes, nah an die Dinge gehndes und schwach verwehndes Wort – und sogar an ›Streich‹, das, von ›streichen‹ verkürzt, glatt herabführt, Überraschung zeigt, und etwas Wildes hätte, wenn es nicht – so viel breiter als das mehr verlaufende und merkwürdigerweise dem ›Streichen‹ nähere ›Strich‹ – so sanft abführe und so bis zum Lachen, bis zum Übermut hell wäre.«

Leonhards Büchlein ist eine wahre Fundgrube überraschender, scharfsinniger Assoziationen. Daß Benjamin, der über ein nuanciertes Sprachbewußtsein verfügte, daran seine Freude hatte, kann man sich vorstellen. Seine Begeisterung ist aber um so denkwürdiger, als die Lektüre in einen Zeitraum fiel, in dem es ihm miserabel ging. Von April bis Juli 1932 befand sich Benjamin in San Antonio auf der Baleareninsel Ibiza, dem »entlegensten Winkel«, wie er an Scholem schrieb, der »seitab des Weltverkehrs und auch der Zivilisation liegt, so daß man auf jede Art von Komfort verzichten muß«. Immerhin konnte er sich dort drei Mahlzeiten pro Tag leisten, für, wie er schrieb, 1 Reichsmark 80 Pfennige, eine Summe,

die genau dem Preis entspricht, für den Leonhards Broschüre verkauft wurde. Benjamins finanzielle Lage war prekär, seine Arbeitssituation in Deutschland, wie er beklagte, »Gegenstand eines Boykotts, der nicht besser organisiert sein könnte«. Die Beschäftigung beim Rundfunk in Berlin, die einen wichtigen Teil seiner Einnahmen ausmachte, kam durch reaktionäre Kräfte in verantwortlichen Stellen nahezu zum Erliegen. Benjamin hatte seine Berliner Wohnung vermietet, wurde aber Opfer eines Betrügers, der Teile seine Bibliothek raubte und verkaufte. Auch im Privaten mußte er einen herben Schlag hinnehmen, ein Heiratsantrag, den er der Deutschrussin Olga Parem machte, wurde auf kränkende Weise abgelehnt.

Am 15. Juli 1932, wenige Tage vor seinem vierzigsten Geburtstag, entschloß er sich, Ibiza zu verlassen und einer Einladung seines Freundes Wilhelm Speyer nach Poveromo an die italienische Riviera zu folgen. Der Schriftsteller, den Benjamin seit Jahren kannte, hatte ihm die Mitarbeit an einem Theaterstück (»Ein Mantel, ein Hut, ein Handschuh«) angeboten. Speyers ökonomische Lage war solider als die Benjamins, aber auch nicht sicher. Ob das Stück jemals aufgeführt werden würde, stand in den Sternen – es ist meines Wissens bis heute nicht gespielt worden. Die Briefe Benjamins aus diesen Tagen sind widersprüchlich, einerseits spricht er von neuen Projekten, Aufsätzen, die er vorbereitet, Skizzen, die er fertigstellt, Anstellungen, die er sucht, Treffen, die er plant, andererseits erwähnt er eine »tiefe Müdigkeit«, an der die politischen Entwicklungen in Deutschland gewiß einen ursächlichen Anteil hatten, eine Resignation und Verzweiflung, die ihn Ende Juli 1932 veranlaßt, in Briefen von seiner Absicht zu sprechen, in Nizza aus dem Leben zu scheiden.

Am Dienstag, dem 26. Juli, schreibt er plaudernd an Scholem, er sei auf dem Weg nach Poveromo zu Speyer, er teilt seine Adresse mit, bittet um baldige Antwort und kündigt an, das ausstehende Geburtstagsgeschenk »pünktlichst einmahnen« zu wollen. Am nächsten Tag verschickt er vier Abschiedsbriefe, kurze an Franz Hessel, Julia Radt-Cohn und Ernst Schoen und einen ausführlichsten an Egon Wissing nach Berlin, den er zum Vollstrecker seines Testaments bestimmt. Zwar wisse er noch nicht »unbezweifelbar«, ob er seinen »Vorsatz ins Werk setze«, doch spricht er von sich bereits in der dritten Person, als einem Schriftsteller, für den aufgrund seiner »Haltung und Schulung« die Existenzmöglichkeiten in Deutschland »in reißenendem Schwinden begriffen sind«. Eine große Unruhe scheint ihn befallen zu haben, er unterbricht den Brief am Morgen – »vielmehr gegen drei Uhr nachmittags« – und beschließt auszugehen. Er schwankt: »Kommt der Morgen, so denke ich dran zu leben, kommt der Abend, so denke ich an das Sterben.« Der nächste überlieferte Brief vom 7. August 1932 richtet sich wieder an Scholem, von der Todessehnsucht ist keine Rede mehr, Benjamin

teilt dem Freund nicht mit, daß er ihn in seinem Testament zum Nachlaßverwalter ernannt hat, der neben Manuskripten zehn Bände seiner Bibliothek und den »Angelus Novus« von Paul Klee erhalten soll. Statt dessen beklagt er, von Scholem keine Nachricht empfangen zu haben, und erwähnt, Speyer habe ihm ein Taschengeld für Zigaretten ausgesetzt. Er lebt auf Kredit, lebt aber noch.

»Das Wort« erschien im Sommer 1932. Einiges spricht dafür, daß Benjamin die Studie in Südfrankreich in die Hände fiel. In Nizza gab es Buchhandlungen mit fremdsprachigem Sortiment, ob man dort allerdings Leonhards Werk auf Lager hatte, darf angezweifelt werden, der Text war zu speziell, der Verlag zu wenig populär. Da sich Leonhard zu dem Zeitpunkt bereits dauerhaft in Frankreich aufhielt, wurden ihm seine Belegexemplare nach Paris geschickt, man weiß, daß er Freunde und Kritiker großzügig mit seinen Schriften versorgte. Benjamin gehörte nicht zu diesem Zirkel. Denkbar wäre eher, daß Wilhelm Speyer, der mit dem Auto aus Berlin nach Italien reiste und dort Benjamin traf, einen Band im Gepäck gehabt hatte. Aber auch dafür fehlt jeder Beweis. Am wahrscheinlichsten ist, daß Benjamin, am Thema interessiert, in Berlin um ein Rezensionsexemplar anfragte. Darum kümmerte sich die Verlegerin Ida Graetz persönlich.

## 3

Mit zwei kurzen Aufsätzen (»Lehre vom Ähnlichen« und »Über das mimetische Vermögen«) kehrte Benjamin 1932 zu einem Gegenstand zurück, den er zuletzt 1916 intensiv bearbeitet hatte: den Ursprung und das Wesen der Sprache.

Er griff die Behauptung Leonhards auf, daß jedes Wort und die ganze Sprache onomatopoetisch seien, um auf den Begriff der »unsinnlichen Ähnlichkeit« zu verweisen: »Ordnet man Wörter der verschiedenen Sprachen, die ein gleiches bedeuten, um jenes Bedeutete als ihren Mittelpunkt, so wäre zu erforschen, wie sie alle – die miteinander oft nicht die geringste Ähnlichkeit besitzen – ähnlich jenem Bedeuteten in ihrer Mitte sind.« Leider beließ er es bei dieser dunklen Andeutung. Wie sollte diese Untersuchung ablaufen? »Unsinnliche Ähnlichkeit«, führte er aus, scheinete nicht nur in der Sprache auf, sondern auch in der Schrift: »So hat der Buchstabe Beth den Namen von einem Haus.« Die Graphologie habe gelehrt, »in den Handschriften Bilder, oder eigentlich Vexierbilder zu erkennen, die das Unbewußte des Schreibers darinnen versteckt«. Benjamin verwies – ohne die Quellen anzudeuten – auf Berichte, die Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre Leistungen beschrieben, die über die Schriftanalyse hinausgingen, beispielsweise die Erfolge des Wiener Psychographen Rafael Schermann. Von ihm wurde behauptet, er könne aus handschriftlichen Proben die Vergangenheit und die Zukunft der Schreiber herauslesen.



1934 – Schermann war wie Benjamin aus Berlin geflohen – begegneten sich beide in Paris.

Die drei ungleichen Männer Benjamin, Leonhard und Schermann beschäftigten mich viele Jahre, ohne daß ich einen Zusammenhang zwischen ihnen bemerkte. Handelte es sich dabei um einen personifizierten Fall »unsinnlicher Ähnlichkeit«? Das wäre zu weit gegriffen. Allerdings staunte ich, als ich meine Diplomarbeit von 1986 wieder aufschlug, daß mich darin schon eine Kategorie faszinierte, die auch alle drei verband: der Ausdruck. Meine Professorin Karin Hirdina lobte den eigenwilligen künstlerischen Essay, dessen wissenschaftliche Qualität sie nicht unbedingt überzeugte. Vor allem hatte sie Zweifel an dem theoretischen Ansatz, auf den ich so stolz war: meinem Versuch einer Systematisierung Benjaminscher Begriffe.

Im Exkurs über den Ausdruck, mit dem die Untersuchung begann, beschrieb ich eine Kategorie, die Benjamin nicht explizit ausführte, dennoch, so behauptete ich, sei sie »für das Verständnis seiner Geschichtsphilosophie und für die materialistische Ästhetik von grundlegender Bedeutung«. Ich erwähnte das Phänomen der »unsinnlichen Ähnlichkeit« und verwies auf das »magische Lesen«, ging aber nicht auf Leonhard und die für Benjamin wichtige onomatopoetische Anregung ein.

Heute kann man dank moderner Übersetzungsprogramme die Probe aufs Exempel machen. Nehmen wir ein beliebiges Wort, einen Alltagsbegriff, zum Beispiel das Wort *Asche*. Bei den Franzosen heißt es *cedre*, *hiri* bei den Albanern, im Chinesischen *Huī*, im Finnischen *tuhka*, *Hai* bei den Japanern, *xwelê* bei den Kurden, im Malaiischen *abu*, bei den Russen *pepel*, in Ungarn *hamu*. Existiert hier die von Benjamin beschworene unsinnliche Ähnlichkeit? Gibt es – trotz augenscheinlicher Unterschiede – eine Übereinstimmung? Die meisten Worte sind zweisilbig, was nicht verwundert, nur wenige Begriffe, die häufig gebraucht werden, sind kompliziert. Man könnte jetzt darauf verweisen, daß die meisten Beispiele Trochäen sind, auf der ersten Silbe betont, und schlußfolgern, daß dieser stimmliche Abfall dem Wesen des Begriffs entspricht, die erste Silbe eröffnet, steigt auf, *A*, die zweite deutet Erschöpfung an, *sche*.

Ich weiß nicht, ob die behauptete Übereinstimmung hinreicht, um die von Benjamin antizipierte »unsinnliche Ähnlichkeit« zu erkennen. Zweifel an der Theorie werden genährt durch Beispiele, die sich schwer oder gar nicht in das Modell fügen. So heißt *Asche* in Malta *irmied*, in Malagasy *lavenona*, auf Maori *pungarehu* und in Armenien *kül*. Um hier Übereinstimmungen zu erkennen, müßte man die Begriffe zunächst mit Leonhards Sprachgefühl beschreiben. Die These Benjamins hat ihre Tücken, sie geht davon aus, daß die Gestalt den Begriff und seine lautmalerische Formung bestimmt, die Annahme reflektiert keine anderen

Einflüsse, etwa kulturelle Prägungen, den sprachlichen Kontext, die Verschiedenheit der Laute, das Klangbild des jeweiligen Idioms.

Trotzdem ist die Idee einer »unsinnlichen Ähnlichkeit« eine Kategorie, über die nachzudenken lohnt, vor allem in einer Welt, in der die Suche nach Übereinstimmung geringere Bedeutung hat als die Sehnsucht nach kultureller Abgrenzung oder die Bewahrung der eigenen Identität. Es drängt sich die Frage auf, wieso Benjamin – der Anfang der dreißiger Jahre eine politische Radikalisierung durchlief – ein Thema aufgriff, das eher esoterisch-mystisch als sozial anmutet. Floh er aus der gesellschaftlichen Katastrophe ins zeitlos anmutende Feld der Sprachtheorie oder entdeckte er darin etwas, das ihm als gesellschaftlich wichtig erschien? In seiner Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts, dem Passagen-Werk, zitierte er einen Satz Hugo von Hofmannsthals, der den Begriff der Ähnlichkeit in einen anderen Zusammenhang stellt: »Was uns zur Betrachtung der Vergangenheit treibt, ist die Ähnlichkeit des Gewesenen mit unserem Leben, welche ein Irgendwie-eins-Sein ist«.

Um solche Nähe zu entwickeln, braucht es nach Benjamin eine Fähigkeit, die er mimetisches Vermögen nennt, das »im phylogenetischen so gut wie im ontogenetischen Sinne« eine Geschichte hat. Kinder besitzen es stärker als Erwachsene: »Zunächst einmal sind Kinderspiele überall durchzogen von mimetischen Verhaltensweisen, und ihr Bereich ist keineswegs auf das beschränkt, was wohl ein Mensch vom andern nachmacht. Das Kind spielt nicht nur Kaufmann oder Lehrer, sondern auch Windmühle und Eisenbahn.« Mittels Nachahmung, unter anderem im Rollenspiel, gelingt es uns, zwischen uns und anderen, mit fremden Sprachen, Menschen, Kulturen Übereinstimmungen zu erkennen, unsinnliche Ähnlichkeit. Es scheint, daß die von Benjamin 1932 konstatierte Verkümmerng des mimetischen Vermögens seitdem rasant zugenommen hat.

## 4

Etwa 1950 verfaßte Leonhard für die Neuauflage seiner Studie ein Vorwort, in dem er auf die unglückliche Editions-geschichte einging. Er benannte die positiven und skeptischen Kritiken und erklärte das rasche Verschwinden der Publikation nach 1933, würdigte aber auch den Mann, der hinter dem Verlag stand: »ein Anwalt der ›Roten Hilfe‹, der verdienst- und wertvolle Ferdinand Timpe«. Über ihn und den Verlag Ida Graetz existieren nur wenige Informationen. Der Berliner Kleinstverlag hat überhaupt nur zwei Publikationen hervorgebracht, zeitgleich mit Leonhards Band erschien »Emile Zola und die Tiere« von Denise Le Blond-Zola, Band 3 der Entr'act-Bücherei, die mit der Doppelnummer »Das Wort« eröffnet wurde. Man plante eine Qualitäts-Bücherserie: »Die Atmosphäre

des Pariser Alltags«, eine Studie über den Boulevard, Grottesken von Massimo Bontempelli, einem italienischen Futuristen und Duce-Anhänger, Neu-Chinesische Miniaturen und eine Auswahl frivoler französischer Chansons des 18. Jahrhunderts. Im Juni 1932 schickte man ein Exemplar von Leonhards Schrift an den Filmregisseur René Clair nach Paris, in der Hoffnung, dieser würde die Reihe durch einen belletristischen Beitrag oder eine »Stellungnahme zu den Filmproblemen« bereichern. Als Herausgeber wurde der Mann genannt, den Leonhard erwähnte. Wer war Ferdinand Timpe?

Im Gesamtverzeichnis der »Weltbühne« 1918–33 erscheint der Name des am 22. Dezember 1885 in Hamburg geborenen Carl Ferdinand Theodor Timpe sechsmal, man kann also kaum von regelmäßigen Beiträgen sprechen. Timpe schrieb vor allem über juristische Themen (»Die Moskauer Hinrichtungen«, Oktober 1927; »Maiprozesse«, Dezember 1929; »Russische Dorfjustiz«, März 1930). Timpe war Anwalt, Kürschners Literaturkalender von 1930 verrät, daß er in Berlin lebte, Dozent für die juristischen Staatsprüfungen und Mitglied im SDS war, sein Schaffen umfaßte Skizzen, Novellen, Grottesken. 1921 erschien sein erstes (und wohl einziges) Buch, »Wendepunkte«, in der Reihe Silbergäule im Verlag Paul Steegemann, Hannover. 1929 war er Vorsitzender der Internationalen Juristischen Vereinigung und Leiter der Rechtsabteilung der »Roten Hilfe Deutschlands«.

Sein Abitur hatte er am Realgymnasium in Uelzen abgelegt, in Französisch lautete sein Gesamtprädikat genügend, wenig deutete darauf hin, daß er sich eines Tages seinen Lebensunterhalt mit Übersetzungen sichern sollte. Er studierte in Berlin und Kiel Jura und war als Referendar in Hamburg tätig, wurde Mitglied der Hanseatischen Anwaltskammer, mit der er 1920 in einen Rechtsstreit geriet. Nach zwei geschiedenen Ehen verlegte er seinen Wohnsitz 1924 nach Berlin. Im Dezember 1929 wählte man ihn zum Vorsitzenden der »Internationalen Juristischen Vereinigung«, eines Zusammenschlusses linker und bürgerlicher Anwälte, der auf Initiative der KPD zustande kam. Auch saß er mit Carl von Ossietzky, Alfred Apfel und Hans Litten in einem unabhängigen Ausschuß, der die brutale Polizeigewalt während der Berliner Unruhen im Mai 1929 untersuchte. Für die »Rote Hilfe« arbeitete Timpe vorwiegend in der Administration, weniger als Strafverteidiger. Daß dies mit einem Ehrengerichtsverfahren zusammenhing, das die Anwaltskammer 1922 gegen ihn führte, weil er, in Geldnot, das Konto eines Mandanten belastet und eine Straftat vorgetäuscht hatte, wäre denkbar. Als Mitglied des Zentralkomitees der proletarischen Hilfsorganisation korrespondierte er mit Prominenten wie Thomas Mann und Heinrich Zille, um sie für Kampagnen zu gewinnen. Dabei ging es um Parteinarbeit in politischen Prozessen, die Solidarität mit Gefangenen, Reformen des Strafgesetzbuchs, unter anderem die

Abschaffung der Todesstrafe oder die Löschung des Paragraphen 218. Auch bei der Ermöglichung von Erholungsreisen für Arbeiterkinder wirkte er mit. Im Dezember 1926 organisierte er ein Benefizkonzert von Fritz Kreisler und Erich Kleiber und bat Albert Einstein um Unterstützung für das Projekt.

Timpe war Gelegenheitsschriftsteller, Prosaist und Essayist mit einer Neigung zur Kolportage. Spuren seiner publizistischen Tätigkeit sind rar, es gibt Belege, daß er für die Redaktion der Zeitschrift des Reichsverbands für Geburtenregelung und Sexualhygiene arbeitete, also dürfte er mit Max Hodann und Magnus Hirschfeld in Kontakt gestanden haben. Er engagierte sich für den Tierschutz – ein Gebiet, auf dem auch seine dritte Ehefrau Ida Graetz tätig war, die als Fotografin und Schriftstellerin für Zeitschriften und Magazine in Erscheinung trat, ohne daß sich eine Buchveröffentlichung nachweisen läßt. Sie wurde am 13. Januar 1898 in Berlin geboren, ihre Mutter Bianca Graetz, geborene Flanter, lebte als Privatière in Charlottenburg, ob der Vater Bruno verstarb oder von der Frau getrennt lebte, ist unbekannt. 1932 zog sie aus der Küstriner Straße 8 mit in die Kantstraße 130, wo Timpe für sich und seine Gefährtin, die noch nicht seine Ehefrau war, eine Wohnung gemietet hatte. Ein Jahr später lebte das Trio in einer Zweiraumwohnung mit Klosett in der Xantener Straße 4, im 5. Stock, links. Unter dieser Adresse wurde auch der Verlag gemeldet, in dem Leonhards Broschüre erschien. Fünfundzwanzig Reichsmark kostete die Miete monatlich, eine moderate Summe, das Paar lebte in bescheidenen Verhältnissen, ein Umstand, an den man sich in den nächsten Jahren gewöhnen sollte.

Dabei entstammte Ida gutbürgerlichen Verhältnissen. Ihr Onkel Wilhelm, der ältere Bruder der Mutter, führte in Berlin ein florierendes Geschäft mit Buchläden und Leihbibliotheken. Zeitweise unterhielt die Firma sieben Filialen, man wohnte gediegen in der Suarezstraße, besaß zwei Automobile und war Kunde im KaDeWe. Mit der Machtübernahme der Nazis 1933 änderte sich das Leben der Flanters, auch für Ferdinand Timpe und Ida Graetz brachen neue Zeiten an. Am 12. Dezember 1933 ließen sie sich auf dem Standesamt Berlin-Wilmersdorf trauen, vielleicht, um weniger bürokratische Schwierigkeiten zu haben, wenn sie das Land verließen. Doch trotz ordentlicher Führungszeugnisse glückte keine rasche Ausreise. Bianca Graetz berichtete 1946, ihr Schwiegersohn sei verhaftet worden, weil er antinazistische Bücher veröffentlichte. Viele Kommunisten und Sozialdemokraten wurden von den Nazis in sogenannte Schutzhaft genommen. Erst 1936 gelang Ida Graetz und Timpe die Flucht in die Schweiz, im Mai erreichte das Paar Paris.

Kaum angekommen, kontaktierte Timpe seinen alten Freund Leonhard und teilte ihm mit, nicht nur er und seine Frau sowie seine Schwiegermutter, sondern auch einhundert Exemplare der Sprachstudie seien sicher in Paris gelandet. In einem

Brief vom 21. September 1936 antwortete Leonhard, er habe ihn seit zwei Jahren erwartet, man werde sich treffen, wenn er aus dem Süden in die Hauptstadt reise. Timpes Idee, in Genf einen Vortrag zu Sprachfragen zu halten (ein Vorhaben, das nie realisiert wurde), nahm er dankend an und bat den Verleger, ein Exemplar der Broschüre an den im Pariser Exil lebenden österreichischen Psychoanalytiker und Sozialisten Edmond Schlesinger zu versenden, der Redakteur des »Populaire« sei. Schon eine knappe Woche später, am 27. September, versorgt er den Kollegen mit Ratschlägen, er möge sich an das »Pariser Tageblatt« wenden und sich in der Redaktion auf ihn berufen, die Produktion von Kurzgeschichten solle er fortsetzen: »Für die Veröffentlichung rate ich Ihnen zu der neuen ausgezeichneten deutschen Zeitschrift ›Das Wort‹, die in Moskau erscheint, und in der ich selbst Novellen veröffentlichte.« Leonhard mußte seinem Freund aus Hyères mitteilen, daß es vorerst bei der Korrespondenz bleiben müsse: »Es ist inzwischen eingetreten, was ich gefürchtet hatte – ich kann vorläufig nicht nach Paris zurückkommen; meine wirtschaftliche Situation, die seit langem unmöglich ist, erlaubt es nicht, ich habe drei Jahre lang in Paris ohne Einnahmen oder so gut wie ohne Einnahmen gelebt, übrigens bei größter Arbeitsüberlastung, aber ich kann das nicht fortsetzen, und ohne Einnahmen kann ich, wenigstens eine Weile, nur hier leben.«

Leonhard erkundigte sich, ob man nicht auch die restliche Auflage der Sprachstudie aus Deutschland beschaffen könne. Immerhin habe Timpe nicht nur viel Liebe und Mühe in das Buch gesteckt, sondern auch »direkt Geld«, zu einem bestimmten Preise werde sich die Broschüre verkaufen lassen: »Bitte schicken Sie doch noch ein Exemplar des Buches an Mademoiselle Lola Sernau, Villa Sunaya, Sanary (Var); sie ist die Sekretärin Feuchtwangers, der bei dieser Gelegenheit das Buch auch kennen lernen wird.«

In einem Brief vom 17. Oktober 1936 kam Leonhard noch einmal auf die in Berlin verbliebene Restauflage zu sprechen, äußerte jedoch Zweifel, ob eine Rettung der Bücher gelingen könne. Zwar sei der Aufsatz nicht verboten, dafür aber der Autor: »jüdischer Abstammung, Kommunist, Kulturbolschewist, Untermensch, und ausgebürgert«. Im gleichen Brief bat er, ein Exemplar in die Sowjetunion zu schicken: »Nun lebt meine erste Frau Susanne dort, die das Buch unbedingt interessieren wird.« Ob Timpe diesen Auftrag erfüllte, ist ungewiß. Susanne Leonhard dürfte kaum in den Genuß der Lektüre gekommen sein. Sie wurde im Oktober 1936 vom NKWD verhaftet und erst zwölf Jahre später wieder freigelassen.

Schon bald sollte sich zeigen, daß Timpes Plan, in Frankreich einen Verlag aufzubauen, illusorisch war. Innerhalb weniger Monate war das Ehepaar in einer ähnlich prekären Lage wie die Mehrheit der Flüchtlinge. Der Anwalt schickte

Bewerbungen an verschiedene europäische Zeitungen und Verlage, erntete aber vor allem freundliche Absagen. Eigene Texte, kurze Kolumnen und Anekdoten zumeist, konnte er gelegentlich in der »Pariser Tageszeitung« unterbringen, hauptsächlich versuchte er, Übersetzungen aus dem Französischen zu verkaufen. Auch in Deutschland klopfte er an. Der katholische Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn arbeitete schon an den Korrekturen der Übersetzung von »Mon Caméléon« von Francis de Miomandre. Um den Vertrag für Timpe abzuschließen, mußten nur noch zwei Bedingungen erfüllt werden: die deutsche Staatsangehörigkeit und eine Mitgliedschaft des Übersetzers in der Reichsschrifttumskammer. Das Projekt blieb unvollendet. In seinen bittersten Momenten mag sich Ferdinand Timpe an die Worte Leonhards aus einem seiner ersten Briefe erinnern haben: »Lassen Sie sich nicht deprimieren. Es wird Ihnen nicht schwer werden, in Paris Wurzel zu fassen – schließlich haben Sie eine Hölle gegen Paris vertauscht.«

Die finanziellen Sorgen waren das eine, die größeren Schwierigkeiten bestanden im unsicheren Status der Emigranten. Vor allem Ida Timpe drohte die Abschiebung nach Deutschland, die Verlängerung ihrer Aufenthaltsgenehmigung war ein ständiger Kampf. Dokumente belegen ihre vielfachen Eingaben beim französischen Innenministerium und beim Pariser Polizeipräfekten: »Ich bin deutscher Flüchtling, Jüdin und Ehefrau von Monsieur Ferdinand Timpe«, schreibt sie, »die Genehmigung, als Verleger in Deutschland zu arbeiten, habe ich verloren, ebenso die Möglichkeit der Rückkehr«. Die von ihr genannten Referenzen sind die Autoren der erschienenen Broschüren: Denise Le Blond, die Tochter Emile Zolas, und Rudolf Leonhard als Präsident des Schutzverbands. Der dritte Fürsprecher ist der Ehemann von Denise, Maurice Le Blond, Generalsekretär des Amtsblatts des Außenministers, ein französischer Beamter und Offizier der Ehrenlegion.

Literarische Zeugnisse von Ida Graetz respektive Timpe gibt es wenige. Sie veröffentlichte Feuilletons in Zeitschriften wie »Die Linse« oder dem Mitteilungsblatt des Lyceum-Clubs, der Zeitschrift »Das Freibad« oder in Tierschutzmagazinen. Petitesse, die Titel trugen wie »Der Zuschauer«, »Das kleine Bistro«, »Die Reportage im Stilleben« oder »Garçon – eine Tasse Kaffee bitte«. Aufsätze in der Zeitung »Fotofreund« belegen, daß sie das fotografische Handwerk ernst nahm. Sie bevorzugte zwei Motive: Tiere und Kinder. Da beide Ehepartner fotografierten, existieren zahlreiche Porträts von ihnen. Timpe trug Hornbrille, in frühen Jahren ein Monokel, das schütterte, Anfang der dreißiger Jahre bereits ergraute Haar kämmte er nach hinten, seine Augenfarbe war – wie sein Reisepaß verrät – grau, das Haar dunkelblond, das Kinn wies ein Grübchen aus. Ida war mittelgroß, trug einen Pagenkopf, ihre Stupsnase saß in einem gutmütigen, kräftigen Gesicht.

In der politischen Emigration spielte das Ehepaar offenbar keine Rolle. Allerdings war Timpe Mitglied der Vereinigung deutscher Juristen im Ausland und beteiligte sich an Veranstaltungen der Liga gegen Rassismus und Antisemitismus (LICA). Im Februar 1939 sprach er auf einem Treffen des Schutzverbands deutscher Schriftsteller gemeinsam mit F.C. Weiskopf über das Werk Zolas. Kontakt hielten die beiden zu Ludwig Quidde, dem Friedensnobelpreisträger und Pazifisten, der im Schweizer Exil lebte und das Paar nach seiner Flucht aus Deutschland unterstützte. Auch Leonhard blieb dem Verlegerehepaar ein treuer Freund. In vielen seiner im Archiv aufbewahrten Briefe gibt er Hinweise, welche französischen Dichter zu übersetzen sich lohnen würde. Als Timpe hoffte, als Komparsen beim Film unterzukommen – eine Initiative, die zeigt, wie schwierig seine finanzielle Lage wurde –, riet Leonhard ihm dringend davon ab. Die Filmarbeiter seien zu gut organisiert, er glaube nicht, daß ein Ausländer da Chancen bekäme. Im Dezember 1937 übermittelte der Präsident des SDS per Postkarte die freudige Nachricht, dem Anwalt sei eine Zuwendung aus dem Thomas-Mann-Fonds bewilligt worden.

Auch wenn sich der Emigrant Timpe im Gastland politischer Aktivitäten enthielt, bezog er in seinen Texten deutlich Stellung. In Aufsätzen wie »Die Diktatur als Folie« reflektierte er über das Verhältnis von Rechtsstaat und Demokratie und die verbreitete Sehnsucht nach autoritärer Führung: »Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Massenpsyche unserer Tage ist der Ruf nach der Diktatur.« Timpe fragt, wie es den Nazis gelingen konnte, große Teile der deutschen Bevölkerung hinter sich zu bringen: »So ist es um so erstaunlicher, daß Menschen, die den ganzen Tag immer nur ›auf ihr Recht pochen‹, sich von morgens bis abends ›auf den Rechtsstandpunkt stellen‹ und sich ›ihr Recht nicht nehmen lassen‹, nun mit einem Male alles hinwerfen, nach der ›starken Hand‹ rufen, die sie ›führen‹ soll, sich den Maulkorb umbinden lassen und nach der Knechtschaft lechzen, um deren Abschüttelung die Väter ihr Blut vergossen.«

In seiner Pariser Zeit beschäftigte sich Timpe vermehrt mit Sprachfragen. Er schrieb einen kurzen Aufsatz »Entlarvung durch den Superlativ« und arbeitete an einer »Philosophie der Grammatik«, in der er der Frage nachging, ob sich grammatikalische Regeln willkürlich herausbilden oder ob sie ein tieferer Sinn konstituiert. Der Wegfall des unbestimmten Artikels in französischen Redewendungen diene ihm als Beispiel. Bei être (sein) werde nicht ohne Grund darauf verzichtet: »Il est Français« (Er ist Franzose). »Das Sein liegt, philosophisch gesehen, zwischen Geburt und Tod. Und sonderbar mutet es an, daß die gleiche grammatikalische Regel auch auf die Verben naître (geboren werden) und mourir (sterben) Anwendung findet. Il naquit prince et mourut mendiant (er wurde als Prinz geboren und starb als Bettler).« Timpe schloß daraus: »Alle wesentlichen

Dinge des Lebens, das Sein, die Geburt, der Tod, das Werden, Kommen und Gehen und selbst der vom wirklichen Sein oft so verschiedene Anschein werden von ein und derselben grammatikalischen Regel umfaßt.« Es ist nicht bekannt, ob der schreibende Jurist seinen Freund in diese Theorie einweihete, fest steht, daß sie der Dichter ernst genommen hätte.

## EPILOG

In den ersten Tagen des Weltkriegs, im September 1939, veränderte sich die Lage der Emigranten in Frankreich grundlegend. Deutsche Flüchtlinge, Österreicher, Tschechen oder Slowaken verloren ihre Aufenthaltsgenehmigung, wurden als sogenannte *prestataires* zu paramilitärischen Hilfsdiensten verpflichtet oder als feindliche Ausländer interniert. Walter Benjamin, Rudolf Leonhard, Lion Feuchtwanger, Walter Hasenclever teilten dieses Schicksal. Benjamin blieb bis November 1939 im Lager Château de Vernuche, Leonhard wurde in das berüchtigte Camp Le Vernet gebracht. Wie es den Timpes in dieser Zeit erging, ist nicht bekannt, jedenfalls erreichten sie nach dem Einmarsch der Nazitruppen die sogenannte freie Zone. Im August 1942 lebten sie in Beaune-les-Mines bei Limoges. Benjamin kehrte nach der Internierung ins Hotel Dombasle nach Paris zurück, floh im Mai 1940 über Lourdes nach Marseille, erreichte die Grenze zu Spanien, wurde in den Pyrenäen festgehalten und nahm sich am 26. September 1940 in Port Bou das Leben.

Am 25. August 1942 verhaftete man Ida Timpe in Beaune-les-Mines, brachte sie ins Camp de Nexon und transportierte sie mit Hunderten jüdischen Frauen und Kindern nach Drancy bei Paris. Der Transport 26, Zug 901–21, der dort am 31. August 1942 zusammengestellt wurde, fuhr direkt ins Vernichtungslager Auschwitz. Dokumente belegen, daß sich Ida, die in den Listen als *Idéa* auftaucht, im Wagen Nr. 2 befand, das genaue Datum ihrer Ermordung ist dagegen unbekannt. Daß Ferdinand Timpe ein halbes Jahr später, am 3. Februar 1943, ebenfalls inhaftiert wurde, berichtete seine Schwiegermutter Bianca Graetz nach der Befreiung. Am 5. März 1943 um 8 Uhr wurde er ins Landesgerichtsgefängnis Trier eingeliefert, um von dort am 11. März nach Berlin überführt zu werden. Er kam ins Hausgefängnis des Reichssicherheitshauptamts, also in die Hände der Gestapo. Am 5. Mai wurde er mit Lungenentzündung auf die Krankenstation des Polizeigefängnisses gebracht. Das genaue Todesdatum war nicht zu ermitteln, ein Kreuz in der Krankenakte belegt sein Ende. Bianca Graetz überlebte das Exil in Plombières-lès-Dijon, blieb bis Juli 1951 in Paris, um dann nach Berlin zurückzukehren. Sie starb im Jüdischen Altenheim in der Iranischen Straße. Es wäre möglich, daß sie und Rudolf Leonhard sich noch einmal getroffen haben, auch



der Dichter war 1950 aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt. Er besaß wenig, aber ein Exemplar der Broschüre »Das Wort« und seine Traumprotokolle aus der Lagerhaft hatte er über die Jahre der Internierung und Flucht gerettet.

1943 befand sich Leonhard im Auslieferungsgefängnis Castres, er mußte täglich damit rechnen, von den französischen Behörden nach Deutschland deportiert zu werden. In den drei Jahren seiner Haft hatte er mehr als zweitausend engbeschriebene DIN-A4-Blätter mit Notaten gefüllt. Am 28. Juni 1943 erinnerte er sich im Schlaf an seinen Verleger und Freund, der schon nicht mehr am Leben war: »Ich stehe in einer Kirche unter der Empore. Ein Freund (ich glaube, es war Ferdinand Timpe) geht die Treppe hinauf. Er behält die Mütze auf dem Kopf, tief in die Stirn gezogen. Eine Frau bietet ihm ein großes sehr dickes Buch zum Kauf an; er ist verlegen und weiß sie nicht abzuwehren. ›Warum sagst du nicht‹, rufe ich ihm zu, ›was wir immer gesagt haben: Wir machen selber welche!‹«